

Walter Kardinal Kasper

Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe

Ökumenische Perspektiven für die Zukunft

Wenn wir unter dem biblischen Thema „Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe“ nach ökumenischen Perspektiven für die Zukunft fragen und wenn wir uns dabei nicht in falscher prophetischer Attitüde auf wirklichkeitsfremde, im wörtlichen Sinn des Wortes ortlose Utopien und auf Wunschträume einlassen wollen, dann gilt es den Satz zu beherzigen: Nur wer um seine Herkunft weiß, kann Zukunft haben und kann Zukunft gestalten.

Die veränderte Situation

Nach den Worten des letzten Konzils ist es ein Zeichen des Wirkens des Heiligen Geistes in unserer Zeit – wohlgemerkt des Heiligen Geistes in unserer Zeit, nicht des Geistes der Zeit! –, daß in unserem Jahrhundert in allen Kirchen zusammen mit der Reue über die Spaltung die Sehnsucht und das Suchen nach Einheit neu aufgebrochen sind. Alle Kirchen haben sich nach jahrhundertelangen Trennungen, Abschottungen, Feindseligkeiten und des gegenseitigen Desinteresses auf den ökumenischen Weg gemacht.

Bezeichnenderweise hat die ökumenische Bewegung ihren Ursprung auf der Weltmissionskonferenz von Lausanne im Jahr 1927 genommen. Damals wurde den Teilnehmern deutlich, daß die Spaltung der Christenheit eines der stärksten Hindernisse für die Weltmission darstellt. In Deutschland hat die Ökumene ihren Ursprung unter anderem in den Schützengräben des Zweiten Weltkriegs und in den Konzentrationslagern während des Dritten Reichs. In den Konzentrationslagern waren bekennende katholische und evangelische Christen wie auch Juden beieinander; im gemeinsamen Widerstand gegen ein unmenschliches und verbrecherisches Regime entdeckten sie ihre tiefe Gemeinsamkeit, die größer war als alles, was sie trennte.

Auf diesen Erfahrungen konnte nach dem Zweiten Weltkrieg die ökumenische Theologie aufbauen. Katholische und evangelische Theologen von Rang auf beiden Seiten entdeckten die Reichtümer des anderen, sie lasen gemeinsam die Heilige Schrift, studierten gemeinsam die Väter der Kirche. Durch diesen Austausch vertieften und bereicherten sie den eigenen Glauben und fanden, daß sie sich viel näher waren, als sie bisher gedacht hatten. Als Blutzeuge des Friedens der Konfessionen

und Völker ist vor allem der evangelische Pfarrer Max Josef Metzger zu nennen. Weitere wichtige Namen sind Karl Barth, Karl Rahner, Yves Congar, Hans Urs von Balthasar, Hans Asmussen, Peter Brunner, Edmund Schlink, Heinrich Fries und andere.

Die theologische Bewegung wurde von der „Basis“ mitgetragen und begleitet. Aufgrund der Bevölkerungsverschiebungen nach dem Zweiten Weltkrieg gab es in Deutschland nur noch wenige rein katholische und rein evangelische Gegenden. Katholiken und Protestanten lebten jetzt Haustür an Haustür, sie begegneten sich am Arbeitsplatz und lernten sich menschlich wie christlich schätzen. Es gab kaum mehr das typisch katholische oder evangelische Milieu.

Das führte gewiß auch zu einer bedenklichen Nivellierung im Glaubensbewußtsein. Da wir jedoch die soziologischen Entwicklungen nicht mehr rückgängig machen können, hilft nur der Weg nach vorn: Wir müssen das Gemeinsame im Glauben entdecken und stärken und nach der Einheit im Glauben suchen. Es gibt zur Ökumene keine Alternative. Es geht nicht darum, ob wir die Annäherung wollen oder nicht wollen; es geht nur darum, diesen Prozeß in der rechten Weise verantwortlich zu gestalten. Die ökumenische Bewegung selbst ist sowohl geistlich wie lebenspraktisch ein irreversibler Prozeß.

Der ökumenische Durchbruch

Selbstverständlich geht ein solcher Prozeß nicht ohne Schwierigkeiten und Widerstände vonstatten. Jahrhundertalte Gräben lassen sich nicht von einem Tag auf den anderen zuschütten; sie lassen sich auch nicht leichtfüßig überspringen. Keine Kirche kann ihre Tradition und den Glauben ihrer Väter und Mütter einfach verleugnen. Im Glauben geht es um tiefsitzende Gewissensüberzeugungen, die man nicht wechseln kann wie man ein Hemd wechselt oder ein neues Auto kauft.

So ist es verständlich, daß es anfangs – vorsichtig formuliert – erhebliche amtliche Zurückhaltung gegenüber der ökumenischen Bewegung gab. Unter Pius XI. wurde sie in der Enzyklika „Mortalium animos“ (1928) mehr oder weniger verurteilt. Die Grundthese der Enzyklika lautete: Die katholische Kirche ist die wahre Kirche Jesu Christi, deshalb müssen die nichtkatholischen Christen in die Einheit der katholischen Kirche zurückkehren. Man befürchtete, die Ökumene führe zu einer Relativierung und Nivellierung des katholischen Standpunkts. Entsprechend wurde den katholischen Theologen verboten, an ökumenischen Veranstaltungen teilzunehmen. Unter Pius XII. wurde dieses Verbot in einer Instructio des damaligen Heiligen Officiums im Jahr 1949 leicht gelockert. Aber in der Enzyklika „Mystici corporis“ (1943) vertrat Pius XII. die These: Die katholische Kirche *ist* die Kirche Jesu Christi, sie *ist* der Leib Christi. Bei einer solchen Identifizierung bleibt für die Ökumene mit anderen Kirchen kein Platz.

Doch nicht alle kirchlichen Stellungnahmen sind für die Ewigkeit gemacht. Das ökumenische Bewußtsein und die ökumenische Sehnsucht setzten sich auch in der katholischen Kirche durch. Schon am Ende des 19. Jahrhunderts gab es in Belgien die Mecheler Gespräche mit den Anglikanern. In Frankreich begründete Abbé Couturier den geistlichen Ökumenismus. Dort entstand die sogenannte „Nouvelle Théologie“. Yves Congar, zunächst kirchlich verdächtigt, aber nach dem Konzil zum Kardinal erhoben, wurde zum theologischen Vorkämpfer der Ökumene. In Deutschland wurde der 1945 gegründete sogenannte „Jäger-Stählin-Kreis“ bedeutsam. 1957 gründete der Paderborner Erzbischof Lorenz Jäger das Johann-Adam-Möhler-Institut in Paderborn. Von Holland aus rief der spätere Kardinal Jan Willebrands zusammen mit Frans Thijssen 1952 die „Katholische Konferenz für ökumenische Fragen“ ins Leben. In seinen Reisen quer durch Europa begegnete er in Rom dem späteren Kardinal Augustin Bea, dem ersten Präsidenten des 1960 von Papst Johannes XXIII. gegründeten damaligen Einheitssekretariats. Willebrands wurde sein Stellvertreter und 1969 sein Nachfolger.

Den amtlichen Durchbruch brachte das Zweite Vatikanische Konzil (1962/65). Papst Johannes XXIII. hatte als Nuntius in Bulgarien und in der Türkei (Konstantinopel) die orthodoxen Christen und Kirchen kennen und schätzen gelernt. Nach seiner Intention sollte das Konzil eine ökumenische Note haben. Deshalb rief er das Einheitssekretariat ins Leben und lud nichtkatholische Konzilsbeobachter ein, welche die Möglichkeit hatten, zu den vorbereitenden Dokumenten Stellung zu nehmen.

Das ökumenische Anliegen schlug sich in der grundlegenden Kirchenkonstitution „Lumen gentium“ nieder. In diesem Dokument wurde gegenüber der Enzyklika Pius' XII. *Mystici corporis* eine wichtige Änderung vollzogen. Es hieß jetzt nicht mehr: Die katholische Kirche *ist* die Kirche Jesu Christi, sondern vorsichtiger: Die Kirche Jesu Christi *subsistiert* (*subsistit*) in der katholischen Kirche, d. h. sie ist in ihr konkret verwirklicht und konkret anwesend. Damit wurde es möglich zu sagen, daß sich außerhalb des sichtbaren Gefüges der katholischen Kirche nicht nur einzelne Christen finden, sondern auch Elemente der Kirche Jesu Christi selbst – Elemente, die nicht traurige Überreste sind, sondern dynamisch zur Fülle und zur Einheit drängen.

Das Ökumenismusdekret „Unitatis redintegratio“ hat auf dieser Grundlage „Katholische Prinzipien des Ökumenismus“ herausgearbeitet und praktische Folgerungen gezogen. Der erste Satz dieses Ökumenismusdekrets lautet: „Die Einheit aller Christen wiederherstellen zu helfen ist eine der Hauptaufgaben des Heiligen Ökumenischen Zweiten Vatikanischen Konzils.“ Damit wurde das ökumenische Anliegen zu einer der Prioritäten der nachkonziliaren Kirche. Papst Johannes Paul II. hat sich in seiner Ökumene-Enzyklika „Ut unum sint“ (1995) ausdrücklich dazu bekannt und den seither von ihm öfters wiederholten Satz geschrieben, die ökumenische Option des Konzils sei eine unwiderrufliche Entscheidung.

Das Konzil hält selbstverständlich daran fest, daß die katholische Kirche die wahre Kirche ist, die dem apostolischen Erbe treu geblieben ist. Doch es lehrt nun, daß es außerhalb ihrer zwar nicht „die“ Kirche, aber doch Kirchenwirklichkeit gibt. Solche Elemente der Kirche sind vor allem die Verkündigung des Wortes Gottes und die Taufe, durch die man Glied der Kirche wird. Es finden sich außerhalb der katholischen Kirche Glaube, Hoffnung und Liebe, Zeichen und Zeugnisse der Heiligkeit, sogar des Martyriums. In den orthodoxen Kirchen finden sich auch die Eucharistie und das Bischofsamt in apostolischer Sukzession. Das Konzil geht sogar so weit zu sagen, daß sich der Heilige Geist dieser Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften als Mittel des Heils für ihre Mitglieder bedient.

Die Grundorientierungen des Konzils sind in das nachkonziliare Rechtsbuch der katholischen lateinischen Kirche (CIC) wie der katholischen Ostkirchen (CCEO) eingegangen und so vor allem für die Bischöfe auch juristisch verpflichtend gemacht worden. Das ist – soweit ich es weiß – in keiner Rechtsordnung einer anderen Kirche der Fall! Dazu kommt das „Ökumenische Direktorium“ (erste Fassung 1967 und 1970; zweite Fassung 1993), welches die Konzilsaussagen unter praktischer Hinsicht konkretisiert und sie den Bischöfen und Priestern zur Pflicht macht. Wer das Direktorium studiert, wird feststellen, daß es den Ortskirchen viel mehr Spielraum läßt, als man für gewöhnlich wahrnimmt. Schließlich ist die als prophetisch zu bezeichnende Ökumene-Enzyklika von Papst Johannes Paul II. *Ut unum sint* zu nennen, in welcher der Papst die bisherigen Ergebnisse der Dialoge positiv würdigt und erklärt, die Ökumene gehöre zu den Prioritäten seines Pontifikats. Ich kenne keinen anderen „Kirchenführer“, der so oft und so eindeutig für die Ökumene Stellung nimmt, wie es dieser Papst tut.

Viele werden jetzt einwenden: aber „*Dominus Iesus*“. Hat dieses im August 2000 veröffentlichte Dokument der Glaubenskongregation nicht alles wieder zurückgenommen und die ökumenischen Erwartungen zunichte gemacht? Viele denken so, und viele sind durch diese Erklärung enttäuscht und verletzt worden. Das hat auch mich verletzt, denn Trauer und Schmerz meiner Freunde machen auch mich traurig und schmerzen auch mich. Freilich kann ich mich nicht ganz des Eindrucks erwehren, daß diese Erklärung manchen, die schon bisher mit dem Ökumenismus wenig im Sinn hatten, wie gerufen kam und als willkommener Vorwand dient, schadenfroh die Unmöglichkeit des ganzen von ihnen ungeliebten ökumenischen Unternehmens darzutun. Deshalb können sie diesen Text gar nicht genug hochspielen.

Ich will *Dominus Iesus* nicht herunterspielen, möchte aber versuchen, die Erklärung einzuordnen. Sie beabsichtigt nicht, die ökumenische Lehre der katholischen Kirche umfassend darzustellen; sie will nur an einige längst bekannte Konzilsaussagen erinnern. Sie tut dies leider in einer meines Erachtens unnötig zugespitzten und harschen Form. Sie muß im Kontext anderer, umfassenderer und auch höherrangiger Texte wie den Konzilsaussagen und der Enzyklika *Ut unum sint* ge-

lesen werden. Sie kann diese anderen Texte nicht außer Kraft setzen; ebenso wenig kann sie die vielen seitherigen positiven Aussagen und Gesten des Papstes entwerfen, die zeigen, daß es keine veränderte „vaterländische Politik“ und kein Zurück hinter das letzte Konzil gibt. Das Zweite Vatikanum ist vielmehr – wie der Papst in „*Novo millennio ineunte*“ (2001) sagt – der Kompaß für den Weg der Kirche ins neue Jahrhundert und Jahrtausend.

Wo stehen wir?

Die Entwicklung ist seit dem Konzil nicht stehengeblieben. Auf allen Ebenen ist in den letzten Jahrzehnten viel Positives gewachsen, hinter das wir nicht zurückgehen können und auch nicht zurückgehen wollen: In den Pfarreien und in den Verbänden hat sich eine enge Zusammenarbeit und freundschaftliche Verbundenheit herausgebildet. Gemeinsame Wortgottesdienste und Begegnungen gehören zum festen Bestand der Gemeindegemeinschaft. Ähnliches gilt auf der Ebene der theologischen Fakultäten, Diözesen und der Bischofskonferenz. An die Stelle des Gegen- und Nebeneinanders ist ein neues Miteinander und Aufeinanderzugehen, eine freundschaftliche Verbundenheit und – wo es möglich ist – die Zusammenarbeit getreten. Wir befinden uns in einer bereits jetzt wirklichen, wenngleich noch nicht vollkommenen Kirchengemeinschaft.

Die Fortschritte auf der universalen Ebene wurden bei verschiedenen ökumenischen Ereignissen im Heiligen Jahr deutlich. Erstmals in der Geschichte wurde die Heilige Pforte in St. Paul vor den Mauern gemeinsam vom Papst, dem Erzbischof von Canterbury und dem Delegaten des Ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel in Anwesenheit von Vertretern aus 23 Kirchen und Kirchenbünden eröffnet. Das waren mehr als in Zeiten des Konzils. Zusammen feierten sie anschließend einen eindrucksvollen gemeinsamen Gottesdienst. Ähnliches geschah bei der Feier zur Erinnerung an die Zeugen des 20. Jahrhunderts vor dem Kolosseum in Rom. Beide Male wurde die positiv gewandelte ökumenische Situation deutlich.

Der Einheitsrat führt gegenwärtig formelle Dialoge mit 13 Kirchen bzw. kirchlichen Weltbünden, mit anderen bestehen mehr informelle Kontakte. Dabei geht es nicht nur wie bei uns in Deutschland um das katholisch-evangelische Verhältnis, sondern ebenso um die altorientalischen Kirchen (Armenier, Kopten, Syrer, Äthiopier, Malankara, Assyrer), die orthodoxen Kirchen byzantinischer Traditionen (besonders das Ökumenische Patriarchat von Konstantinopel, die russisch-orthodoxe Kirche, die griechisch-, serbisch-, rumänisch-orthodoxe Kirche und andere), um die anglikanische Kirchengemeinschaft, die lutherischen und reformierten Kirchen, die Methodisten, Baptisten, die Mennoniten, Adventisten, die Disciples of Christ, die neueren evangelikalen und pentekostalischen Gemeinschaften und an-

dere – also ein breites Spektrum, bei dem es einem nicht so rasch langweilig wird. Beim Weltrat der Kirchen ist die römisch-katholische Kirche nicht Mitglied, unterhält zu ihm aber gute Beziehungen. Es besteht eine „Joint Working Group“, die sich jährlich trifft und wichtige Themen behandelt. Formelles Mitglied ist die römisch-katholische Kirche in der – aus ihrer Sicht wichtigsten – Kommission „Faith and Order“ (Glaube und Kirchenverfassung).

Natürlich beschränkt sich die ökumenische Arbeit nicht auf solche offizielle theologische Dialoge. Ebenso wichtig – oder eher noch wichtiger – sind die vielen persönlichen Begegnungen und Besuche. Mit den Häuptern der anderen Kirchen und Kirchengemeinschaften steht der Papst in einem regelmäßigen Briefverkehr. Es gibt eine Fülle von Besuchen der Patriarchen und sonstigen Kirchenführern in Rom, wie Besuche und Begegnungen des Papstes anlässlich seiner Reisen. Solche Besuche und Briefe sind mehr als formelle diplomatische Höflichkeitserweise. Mit dieser Art von Kontakten haben die Kirchen vielmehr Formen der *Communio* (d. h. der Kirchengemeinschaft) wieder aufgenommen, wie sie in den ersten Jahrhunderten üblich waren.

Diese Kirchengemeinschaft entspringt nicht nur einem menschlichen Gefühl der Sympathie und Solidarität; es handelt sich nicht um einen humanistischen Philanthropismus. Die Grundlage sind der gemeinsame Glaube an Jesus Christus und die gemeinsame Taufe, durch welche alle Getauften schon jetzt Glieder am einen Leib Christi sind. Doch leider ist diese schon jetzt bestehende Gemeinschaft noch keine volle und vollkommene Gemeinschaft. Das zeigt sich vor allem daran, daß wir uns noch nicht – was verständlicherweise alle wünschen und herbeisehnen müssen – gemeinsam um den einen Tisch des Herrn versammeln und noch nicht gemeinsam die Eucharistie, das Sakrament der Einheit, feiern können.

Zwei Meilensteine auf dem ökumenischen Weg

Ich möchte zwei Meilensteine auf dem Weg zur vollen Einheit herausgreifen, wo die Dialoge zu offiziellen Ergebnissen geführt haben. Zunächst sind die Übereinkünfte mit den altorientalischen Kirchen zu nennen. Sie haben sich schon im 4. und 5. Jahrhundert im Zusammenhang der Konzilien von Ephesus (431) und Chalcedon (451) getrennt. Damals ging es um das Bekenntnis, daß Jesus Christus wahrer Gott und wahrer Mensch in einer Person ist. Inzwischen konnte aufgrund intensiver theologischer Vorarbeit, vor allem durch die von Kardinal Franz König ins Leben gerufene Stiftung „Pro Oriente“ in Wien, in gemeinsamen Erklärungen zwischen dem Papst und den jeweiligen Patriarchen festgestellt werden, daß die Unterschiede auf der Ebene der Formulierungen und der jeweils zugrundeliegenden Philosophien nicht den Inhalt des Glaubens selbst berühren. Auch wenn wir unterschiedlich formulieren, bekennen wir in der „Sache“ denselben Glauben.

Ähnlich verhält es sich mit der am 31. Oktober 1999 in Augsburg feierlich unterzeichneten „Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre“. Die Rechtfertigungslehre war der zentrale Streitpunkt in der Zeit der Reformation, der Artikel, von dem Martin Luther sagte, daß mit ihm „die Kirche steht und fällt“. Dahinter stand Luthers persönliche Erfahrung. Er wurde von der Frage umgetrieben: Wie kriege ich einen gnädigen Gott? Wie kann ich vor Gott bestehen, d. h. wie kann ich gerecht sein? Luthers Antwort lautete: Aufgrund meiner eigenen guten Werke schaffe ich das nicht. Gerechtfertigt bin ich nur, wenn ich im Glauben annehme, daß Gott mich gerecht erklärt und gerecht gemacht hat, nicht aufgrund meiner eigenen Werke, sondern im Blick auf das Kreuz Christi, in dem allein Heil ist. Hier geht es in der Tat um die Mitte des Evangeliums, um die Frage des Heils und des inneren Friedens.

Wir waren also nicht über Randfragen zerstritten, sondern über die zentrale Frage des Evangeliums. Erst nach jahrzehntelangen Vorarbeiten auf nationaler und internationaler Ebene gelang es, gemeinsam zu sagen, daß wir uns heute in Grundlehren (nicht in *den* Grundlehren!) der Rechtfertigungslehre einig sind und daß die gegenseitigen Verurteilungen den heutigen Partner nicht mehr treffen. Das war nicht das Ergebnis eines kirchendiplomatischen Handels oder eines faulen Kompromisses. Es ging auch nicht darum, daß die eine oder die andere Seite nachgegeben und ihr Erbe aufgegeben hätte. Das kann keine Kirche. Vielmehr haben wir im Licht der Heiligen Schrift und der gemeinsamen Vätertradition wie aufgrund des Studiums der Schriften Luthers und der Aussagen des Trienter Konzils unsere jeweilige Lehre neu und tiefer verstehen gelernt. So konnten wir am Ende ehrlich sagen, daß aufgrund der festgestellten tiefen Gemeinsamkeiten die noch verbleibenden Unterschiede nicht mehr länger kirchentrennend sind. Wir konnten eine Einheit in der Vielfalt oder – wie man oft sagt – eine versöhnte Verschiedenheit feststellen.

Die Unterzeichnung in Augsburg war zurecht ein Fest. In der übrigen Welt, selbst in Lateinamerika, wo es bekanntlich nur eine kleine lutherische Minderheitskirche gibt, wurde das Ereignis mit Dankgottesdiensten gefeiert. Eigentlich gab es nur in Deutschland ein wenig erfreuliches Nachspiel, das zeigte, daß viele die vorausgehende internationale theologische Diskussion, welche Augsburg möglich gemacht hat, nicht zur Kenntnis genommen hatten und nun überrascht waren und sich überrumpelt vorkamen.

Der Papst hat die Unterzeichnung unverzüglich ausdrücklich begrüßt. Damit sollte der letzte Zweifel beseitigt sein, daß die oberste katholische Kirchenleitung nicht hinter dieser Unterzeichnung steht. Sie hat ihre Zustimmung mehrfach öffentlich erklärt.

Der Papst hat im Blick auf Augsburg von einem Meilenstein gesprochen. Damit war präzise bezeichnet, was erreicht wurde: Wir haben eine wichtige Etappe des Weges zurückgelegt, aber noch nicht das Ziel selbst erreicht. Doch was wir erreicht

haben, ist nicht wenig. Wir sind einig im einen Bekenntnis zur Mitte des Evangeliums, und wir sind aufgrund der einen Taufe Glieder am einen Leib Christi. Damit sind wir in der Lage, gemeinsam von der frohen Botschaft des Evangeliums Zeugnis zu geben in einer Welt, die davon immer weniger weiß und die doch mehr denn je diese Botschaft braucht. Dieses gemeinsame Zeugnis von dem, was wir gemeinsam glauben, was uns verbindet und trägt, was wir gemeinsam der Welt sagen und in der Welt tun können, ist die Aufgabe und die große Chance des Gemeinsamen Kirchentags 2003. Wir sollten diese große Chance nicht verspielen, indem wir uns wundreiben an dem, was – leider Gottes – noch nicht möglich ist.

Die offene ekklesiologische Frage

Die noch offenen Fragen werden deutlich, wenn wir fragen: Worin besteht die volle Einheit? Was ist das Ziel des ökumenischen Pilgerwegs, und welches sind die nächsten Schritte? Die katholische Antwort ist klar: Einheit im Glauben, in den Sakramenten und in den kirchlichen Ämtern. Solange wir in diesen Fragen keinen substantiellen Konsens erreicht haben, ist nach katholischem, orthodoxem und auch nach alt evangelischem, bis in die 70er Jahre gültigem Verständnis eine gemeinsame Feier der Eucharistie nicht möglich. Nach 1 Kor 10, 16 f. bilden die Gemeinschaft am einen eucharistischen Leib Christi und die Gemeinschaft im einen ekklesialen Leib Christi eine Einheit. So gehörten Eucharistie- und Kirchengemeinschaft der ganzen, bis in die 70er Jahre gemeinsam gültigen Tradition zusammen.

Es ist jedoch schon mit dem bisher Gesagten deutlich geworden, daß die eine Kirche nicht eine Einheitskirche sein kann. Einheit darf nicht mit Einförmigkeit (Uniformität) verwechselt werden. In Glaubensfragen können gegensätzliche Positionen nicht nebeneinander und gegeneinander stehen. Es kann also nicht dabei bleiben, daß die eine Kirche verbindliche Glaubensaussagen macht, welche die andere als gegen das Evangelium verstößend verurteilt und unter das Anathem stellt. Aber es kann verschiedene Ausdrucksweisen des einen und selben Glaubens, verschiedene Akzente, verschiedene Riten, unterschiedliche Traditionen und Gewohnheiten geben. Solche Vielfalt bedeutet jedoch keinen Mangel, im Gegenteil: Sie bedeutet Reichtum und Fülle, sie ist Katholizität im eigentlichen Sinn des Wortes.

In diesem Sinn geht es um Einheit in der Vielfalt und Vielfalt in der Einheit. Man kann auch von einer versöhnten Verschiedenheit sprechen. Richtig verstanden ist gemeint, daß aus den Widersprüchen, wie sie jetzt noch bestehen, durch geduldigen Dialog Unterschiede werden, die als unterschiedliche Ansätze begriffen werden können, welche einander nicht ausschließen, sondern ergänzen. Aus kontradiktorischen Aussagen können komplementäre Aussagen werden, also eine versöhnte Verschiedenheit.

Im Augenblick sind wir noch nicht so weit. Wir haben in wichtigen Fragen noch keine versöhnte Verschiedenheit, sondern noch immer eine unversöhnte Verschiedenheit. Die Unversöhntheit betrifft nicht nur unversöhnte dogmatische Lehren, sondern auch – und eigentlich fast noch mehr – unversöhnte Herzen. Alle Kirchen tragen kollektive Erinnerungen mit sich herum, Erinnerungen darüber, was „die anderen“ ihnen angetan haben, und wie unmöglich folglich „die“ Katholischen oder „die“ Evangelischen, „die“ Orthodoxen sind. So gibt es noch vieles aus der Geschichte aufzuarbeiten. Eine „Reinigung des Gedächtnisses“ tut not. Papst Johannes Paul II. ist am ersten Fastensonntag 2000 mit gutem Beispiel vorangegangen und hat um Vergebung für die Sünden gegen die Einheit gebeten.

Nur im Geist der Vergebung und der Versöhnung kann man die noch bestehenden dogmatischen Verschiedenheiten in Angriff nehmen. Nachdem wir in Grundzügen über den Inhalt des Evangeliums, über Jesus Christus, die Rechtfertigung einig geworden sind, stellt sich nun um so dringlicher die Frage nach der Kirche und ihren Ämtern als Zeugin, Zeichen und Werkzeug dieser Botschaft. Darum geht es gegenwärtig in den theologischen Dialogen wie in dem Konsultationsprozeß, den die Kommission „Glaube und Kirchenverfassung“ des Weltrats der Kirchen zu dem Thema „Nature and Purpose of the Church“ auf den Weg gebracht hat.

Mit der Orthodoxie teilen wir dasselbe Kirchenverständnis. Wir haben dieselben altkirchlichen Glaubensbekenntnisse, dieselben Sakramente, besonders die Eucharistie, und dieselbe bischöfliche Verfassung der Kirche. Das Problem reduziert sich im wesentlichen auf die Frage des Petrusamtes. Auch die Orthodoxen anerkennen Rom als ersten apostolischen Sitz, dem ein „Vorrang in der Liebe“ (Ignatius von Antiochien) zukommt, aber sie sind überzeugt, daß die beiden Dogmen des Ersten Vatikanischen Konzils (1869/70) von der universalen Jurisdiktion und der Unfehlbarkeit des Papstes nicht mit ihrem Verständnis von „koinonia/communio“ vereinbar sind.

Leider ist die Diskussion darüber seit der politischen Wende in Mittel- und Osteuropa von 1989/90 erschwert. Als damals in Osteuropa die Freiheit wieder einzog, konnten die von Stalin nach 1946 brutal unterdrückten, mit Rom unierten Kirchen in der Ukraine und in Rumänien wieder ins öffentliche Leben zurückkehren. Die orthodoxe Kirche verlor dadurch große Teile ihrer Gemeinden. Seither sind Uniatismus und Proselytismus die beiden von Moskau wie von anderen orthodoxen Kirchen immer wieder vorgebrachten Vorwürfe. Bei der letzten Vollversammlung der „Gemeinsamen internationalen theologischen Kommission“ in Baltimore (2000) ist es leider noch nicht gelungen, in diesen Fragen weiterzukommen. Es zeigte sich, daß noch viele Vorurteile aufzuarbeiten sind. Eine Reihe von Kontakten in den letzten Monaten bestärken mich jedoch in der Zuversicht, daß wir schon bald wieder einen Schritt weiterkommen werden.

Unterschiedliches Kirchenverständnis

Bei den Kirchen und Kirchengemeinschaften, die aus der Reformation des 16. Jahrhunderts hervorgegangen sind, reicht der Graben im Kirchenverständnis tiefer. Hier geht es nicht nur um das Petrusamt, sondern um das Amtsverständnis allgemein: um das Verhältnis des allgemeinen zum besonderen Priestertum, besonders um das Bischofsamt in apostolischer Sukzession. Man könnte auch sagen: Wir sind uns noch nicht einig, worüber wir uns um der sichtbaren Einheit der Kirche willen einig sein müssen. Denn wir sind uns noch nicht in allem einig, was Kirche ist, welches ihre konstitutiven Ämter und ihre Sakramente sind. Die Diskussion darüber wird dadurch erschwert, daß wir aus den Kirchen der Reformation zu diesen Fragen sehr unterschiedliche Antworten erhalten. Teilweise wird sogar – wie jüngst durch einen Synodenbeschluß der reformierten Kirche in Frankreich – die Taufe als Grundlage in Frage gestellt.

Die offenen Fragen der Kirchenlehre sind vor allem durch Dominus Iesus herausgestellt worden. Am meisten für Aufregung gesorgt hat die Aussage, die aus der Reformation des 16. Jahrhunderts hervorgegangenen Gemeinschaften seien keine Kirchen im eigentlichen Sinn des Wortes. Dies haben viele evangelische Freunde als Beleidigung empfunden. In der Tat, man könnte das Gemeinte auch wesentlich freundlicher und weit weniger mißverständlich ausdrücken. Denn es heißt nicht: Sie sind keine Kirchen, sondern: Sie sind keine Kirchen im eigentlichen Sinn. Gemeint ist: Sie sind nicht Kirchen in dem Sinn, wie die katholische Kirche sich selbst als Kirche versteht. Das läßt sich in der Tat nicht bestreiten. Sie wollen aufgrund eines anderen Kirchenverständnisses gar nicht Kirche im Sinn der katholischen Kirche sein; sie sind ein anderer Typ von Kirche. Sie haben nicht das Bischofsamt in historischer Sukzession und nicht das Petrusamt, welche für uns Katholiken wesentlich sind.

Dennoch sind sie nicht einfach Nicht-Kirche. Sie haben wesentliche Elemente der Kirche, insbesondere die Verkündigung des Wortes Gottes und die Taufe; außerhalb der katholischen Kirche findet sich – wie die Enzyklika *Ut unum sint* sagt – kein ekklesiales Vakuum. Es findet sich dort nicht „die“ Kirche, wohl aber Kirchenwirklichkeit, die dynamisch auf das volle Kirchesein hinzielt. So ist die Diskussion über das Bischofsamt in der internationalen ökumenischen Diskussion gegenwärtig voll im Gang.

Auch die jüngste Erklärung der Evangelischen Kirche Deutschlands „Kirchengemeinschaft nach evangelischem Verständnis“ vom September 2001 stellt fest, „daß die Notwendigkeit und Gestalt des ‚Petrusamtes‘ und damit des Primats des Papstes, das Verständnis der apostolischen Sukzession, die Nichtzulassung von Frauen zum ordinierten Amt und nicht zuletzt der Rang des Kirchenrechts in der römisch-katholischen Kirche Sachverhalte sind, denen evangelischerseits widersprochen werden muß“. Das ist so schroff, aber auch so undifferenziert und ohne

Berücksichtigung von Dialogergebnissen gesagt, daß Dominus Iesus demgegenüber geradezu als ein freundlicher ökumenischer Text erscheint. Jedenfalls läßt sich nach dieser Feststellung nicht mehr sagen, alle theologischen Lehrfragen im Bereich der Ökumene seien im Grunde bereinigt. Es gibt noch viel zu tun.

Die – leider – noch bestehenden Unterschiede haben Konsequenzen für die Frage der Eucharistiegemeinschaft. Verständlicherweise richten sich darauf nicht nur im Blick auf den Kirchentag 2003 die Erwartungen vieler. Der Schmerz der Trennung wird am Tisch des Herrn am deutlichsten. Deshalb ist es mir schwer verständlich, wie man in so kompromißlos schroffer Weise, wie in der genannten Erklärung geschehen, Widersprüche formulieren und gleichzeitig zur innigsten möglichen kirchlichen Gemeinschaft einladen kann. Das paßt nicht zusammen.

Etwas anderes ist es, daß es auch nach katholischem Kirchenrecht situativ begründete individuelle Einzelfälle gibt, in denen bei Vorliegen einer schwerwiegenden Notwendigkeit um des Heils der Seelen willen pastorale Lösungen möglich sind. Sie werden nach meinem Eindruck im allgemeinen nicht kleinlich ausgelegt. Doch diese Regelungen lassen sich naturgemäß nicht auf die Situation eines Kirchentags anwenden. Hier bieten sich vielfältige andere ökumenische Feierformen an, welche durch Wort und Symbolhandlungen die schon gegebene ökumenische Gemeinsamkeit zum Ausdruck bringen, ohne eine Einheit vorzutäuschen, die in Wirklichkeit noch nicht gegeben ist (Agapefeiern, Vespertagottesdienste, Taizé-Gebet, Liturgisches Nachtgebet und anderes).

Niemand wird sich mit dieser Situation endgültig zufrieden geben. Der ökumenische Prozeß muß weitergehen, und er geht auch weiter. Im internationalen Dialog ist Bewegung in die genannten offenen Fragen gekommen. Ich nenne das Porvoo-Statement der skandinavischen lutherischen Kirchen mit der anglikanischen Kirchengemeinschaft, die Abkommen der US-amerikanischen und das der kanadischen lutherischen Kirchen mit der Episcopal Church, das letzte Dokument des katholisch-anglikanischen Dialogs (ARCIC) „The Gift of Authority“, sowie Dokumente des multilateralen Dialogs, besonders die Lima-Erklärungen. Diese Dokumente zeigen, daß es auch in der Kirchen- und Amtsfrage, besonders im Verständnis des Bischofsamts, hoffnungsvolle Annäherungen gibt. Auch wenn noch kein Konsens erreicht ist, so ist doch deutlich, daß die Ökumene keineswegs stagniert.

Papst Johannes Paul II. selbst hat in der Enzyklika *Ut unum sint* zu einem gedulden brüderlichen Dialog über die künftige Ausübung des Petrusamtes eingeladen und damit einen entscheidenden Anstoß gegeben. Das ist für einen Papst ein mutiger, ja ein revolutionärer Schritt. Diese Einladung hat eine breite theologische Debatte angestoßen, welche der Päpstliche Einheitsrat gesammelt und aufgearbeitet hat.

Natürlich hat der Papst nicht das Petrusamt als solches in Frage gestellt. Wie sollte er auch? Das Petrusamt ist nach unserer Auffassung ein Geschenk für die Kirche.

In der Welt von heute, die weithin zu einem „global village“ geworden ist, die aber auch von immensen inneren Spannungen und Konflikten gekennzeichnet bleibt, ist der petrinische Einheitsdienst alles andere als überholt. Gerade die Spannungen und Zersplitterungen in der orthodoxen wie in der protestantischen Welt zeigen, wie heilsam es ist, einen solchen gemeinsamen Bezugspunkt und einen solchen Dienst der Einheit zu haben.

Freilich hat sich die Art und Weise seiner Ausübung in der Geschichte erheblich gewandelt, und sie wird sich auch in Zukunft wandeln. Die Einheit im Petrusamt bedeutet etwa nicht notwendig eine einheitliche Verwaltung der Kirche, wie sie sich in der lateinischen Kirche faktisch herausgebildet hat. Die Frage ist also, wie das Petrusamt in Zukunft seinen Dienst der Einheit so ausüben kann, daß es den anderen Traditionen, besonders denen des Ostens, ihre relative Eigenständigkeit läßt. Wie kann es also zu einer neuen Einheit in der Vielfalt kommen? Wie können der universalkirchliche und der ortskirchliche Aspekt miteinander in die rechte Balance gebracht werden?

Mit dieser Diskussion stehen wir auch innerkatholisch erst am Anfang. Nach vielem, was ich dazu während des letzten Konsistoriums im Mai 2001 und der Bischofssynode im Oktober 2001 gehört habe, ist es ein verheißungsvoller Anfang.

An einem Wendepunkt angekommen

Die Ökumene hat einen „point of no return“ erreicht. Aber die Ökumene ist auch an einem Wendepunkt angekommen. Es wird weiterhin wichtig sein, unsere alten Streitfragen aufzuarbeiten und beizulegen. Das ist schwierig genug. Aber das allein genügt nicht mehr. Das wurde bei der Unterzeichnung der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre deutlich. Die meisten Zeitgenossen waren erfreut, daß die alten Streitfragen beigelegt sind, aber die wenigsten haben verstanden, um was es dabei in der Sache geht. Sie konnten mit den Fragen des 16. Jahrhunderts nichts mehr anfangen, diese Fragen schienen nicht mehr ihre eigenen zu sein. Luther fragte, wie er sich als Sünder seines Heils gewiß sein kann. Die erlösende Antwort fand er im Römerbrief des Apostels Paulus: allein aus Glauben an Gottes geschenkte Gerechtigkeit aufgrund des Kreuzes Jesu Christi.

Unsere Erfahrung heute ist nicht mehr die Last der Sünde, sondern die Abwesenheit der Sündenerfahrung, die wiederum in der Erfahrung der Abwesenheit Gottes und auf dem Desinteresse an Gott beruht. Mit Sünde, erst recht mit Erbsünde, mit der Erlösung durch das Kreuz, der Vermittlung der Erlösung durch die Kirche in ihren Sakramenten, können die allermeisten heute nichts mehr anfangen. Unsere Frage ist nicht: Wie kriege ich einen gnädigen Gott?, sondern: Was hat mein Leben mit Gott zu tun? Für sehr viele ist Gott weit weg, vielleicht noch ein letzter Horizont, aber nicht mehr die Mitte. Wir sind alle mehr oder weniger dei-

stisch geworden. Wir fragen nicht mehr: Wie komme ich mit Gott zurecht?, sondern: Wie komme ich mit mir und meinem Leben zurecht? So scheinen die alten Antworten aller Kirchen nicht mehr verständlich, nicht mehr interessant – weder die der katholischen noch die der evangelischen und die der orthodoxen.

In dieser Situation stehen alle Kirchen vor einer neuen gemeinsamen Aufgabe, vor einer neuen ökumenischen Herausforderung. Sie müssen die Reichtümer ihrer jeweiligen Tradition neu erschließen und sagen lernen, wer Gott für uns ist und wer wir vor Gott sind, wer Jesus Christus ist und was er für uns bedeutet. Wir müssen neu sagen lernen, was Sünde, was Gericht und was Gnade bedeutet. Wir müssen unsere Traditionen in eine Sprache übersetzen, die unser Leben trifft und erhellt und die Hoffnung zu geben vermag. Das sind ökumenische Herausforderungen, vor denen alle Kirchen gemeinsam stehen. Gemeinsam stehen sie zu Beginn des neuen Jahrhunderts und Jahrtausends vor der Aufgabe einer neuen Evangelisierung.

In dieser Situation haben die Menschen kein Verständnis für spitzfindige theologische Auseinandersetzungen und kirchenpolitische Spiele. Sie warten auf Antworten aus dem Evangelium, mit denen sie leben und den Alltag bestehen können. Denn immer mehr spüren sie, daß die säkularisierten Antworten, welche man ihnen als Ersatz anbietet, nicht tragen, daß sie täuschen und ins Leere führen. Viel mehr Menschen, als wir gemeinhin ahnen, stellen – bewußt oder unbewußt – die Frage nach Gott, nach Gnade und Erlösung. Sie haben hohe Erwartungen an uns. Wir dürfen sie nicht enttäuschen. Doch die Antwort „schaffen“ wir heute und in Zukunft nur gemeinsam. Deshalb ist Ökumene kein Luxus neben dem sonstigen Auftrag der Kirche. Sie steht in dessen Zentrum. Ökumene hat heute für alle Kirchen eine pastorale Priorität, „damit die Welt glaube“. Durch eine neue Evangelisierung müssen alle Kirchen gemeinsam daran arbeiten, daß das neue Jahrhundert friedlicher wird als das vergangene. Das ist es, was die allermeisten Menschen ersehnen.

Mut zur Ökumene

Ich möchte schließen mit einem Ausblick auf die ökumenische Zukunft. Ich bin überzeugt: Es gibt zur Ökumene keine Alternative. Dazu verpflichtet uns der ausdrückliche Auftrag Jesu. Die Spaltung widerspricht ganz ausdrücklich Jesu Willen, sie ist Sünde. Sünde wäre es auch, wenn wir uns angesichts der gegenwärtigen Schwierigkeiten enttäuscht aus dem Dialog zurückziehen würden. Die Ökumene ist ein Werk des Geistes Gottes. Wer will ihn aufhalten? Hoffnung ist also angesagt.

Aber Hoffnung ist etwas anderes als Traumtänzeri. Die biblische Hoffnung ist mit der „hypomene“ verbunden, was gewöhnlich mit Geduld übersetzt wird. Nach

Charles Péguy ist die Geduld die kleine Schwester der Hoffnung. Wörtlich übersetzt heißt „hypomene“ „unter der Last aushalten“. Ich halte deshalb nichts von frommen Wunschträumen und von am Schreibtisch entworfenen Utopien. Der Geist Gottes richtet sich nicht nach unseren Zeitplänen und Zeitmaßen. Uns muß es genug sein, im Blick auf ein großes Ziel, das im Heute Mögliche und Notwendige zu tun, um das Ziel der sichtbaren Einheit zu erreichen.

Wir müssen realistisch sein. Wir dürfen die schwierigen noch offenen Fragen nicht unterschätzen. Wir dürfen vor allem die in allen Kirchen in jüngster Zeit wieder gewachsene Suche nach der eigenen Identität und die damit verbundenen ökumenischen Widerstände nicht übersehen. Solche Widerstände gibt es in der katholischen Kirche, aber nicht nur in ihr. In den orthodoxen Kirchen ist „Ökumene“ inzwischen sogar oft zu einem negativ besetzten Begriff geworden. Die ökumenischen Vorbehalte in den protestantischen Kirchen wurden bei der Unterzeichnung der Gemeinsamen Erklärung deutlich. Und wenn neuerdings der Rat der Evangelischen Kirche Deutschlands beschließt, auch bei ökumenischen Gottesdiensten nicht mehr die Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift zu benutzen, dann ist dies ein Schritt hinter eine mühsam erreichte Gemeinsamkeit zurück.

Ich kann verstehen, daß vielen der ökumenische Prozeß zu langsam geht. Sie sagen, die amtliche Ökumene trete auf der Stelle, sie rudere zurück, oder sie reden von einer Krise der Ökumene. Richtig ist, daß es mit dem ökumenischen Enthusiasmus, wie er unmittelbar nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil zu verspüren war, aus vielfältigen Gründen vorbei ist.

Diese Feststellung muß nicht unbedingt als Krisenphänomen gedeutet werden. Man kann in dieser Situation auch einen Reifeprozess sehen. Nach dem jugendlichen Enthusiasmus der Anfangsjahre sind wir in eine Reifephase eingetreten, in der wir sehen, daß die Realität schwieriger ist, als wir es in der Anfangsbegeisterung meinten. Wir haben viel erreicht. Nun kommt es darauf an, die entstandene Zwischen- und Übergangssituation durch einen Dialog in der Liebe und in der Wahrheit verantwortlich zu gestalten.

Der Dialog in Liebe und Wahrheit wird in Zukunft noch mehr als bisher nicht nur ein akademischer Dialog, sondern ein Dialog des Lebens sein. Wir haben uns ja nicht in erster Linie auseinandergesprochen, sondern auseinandergelebt und uns dadurch am Ende nicht mehr verstanden. Wir müssen uns darum wieder zusammenleben und all das zusammen tun, was heute schon ohne die geringste Verletzung kirchlicher Vorschriften und vor allem ohne Verletzung des eigenen Gewissens möglich ist. Es ist weit mehr, als wir gewöhnlich schon jetzt tun.

Leider ist es noch immer nötig, Mißverständnisse und Vorurteile abzubauen. Die „Reinigung“ des Gedächtnisses ist noch immer eine wichtige Aufgabe. Noch immer müssen wir einander besser verstehen lernen. Es geht dabei nicht nur um Diskussion, sondern um Kommunikation, um den Austausch der jeweiligen Gaben. Wir können viel voneinander lernen. Das geht nicht, ohne daß wir die eigenen

Defizite erkennen. Es gibt keinen ökumenischen Dialog ohne persönliche Bekehrung und institutionelle Erneuerung. Die Bekehrung beginnt also nicht mit der Bekehrung des anderen, sondern mit der eigenen Bekehrung und Erneuerung. Es ist besser, zu überlegen, welche Schritte ich auf den Partner hin machen kann, anstatt dem Dialogpartner Schritte zuzumuten, die für ihn derzeit nicht gangbar sind. Schritte, die ich auf den Partner hin mache, werden diesen ermutigen, auch seinerseits Schritte zu wagen.

Zum Dialog in der Liebe kommt der Dialog in der Wahrheit. Denn Liebe ohne Wahrheit ist leer, unehrlich und letztlich verlogen. Die Ökumene kommt nicht dadurch voran, daß wir die eigenen Glaubensüberzeugungen aufgeben. Nicht aufgeben sollen wir sie, sondern – wie bei der Rechtfertigungslehre geschehen – tiefer in sie eindringen, so tief, daß sie mit der Tradition der anderen Kirche kompatibel wird. Das geht nicht ohne ernsthafte theologische Arbeit. Das geht auch nicht ohne ökumenische Bildung der Laien, der Priester und auch der Bischöfe. Die Ergebnisse der Dialoge, die in vieler Hinsicht schon vorgearbeitet haben, sind weithin unbekannt und harren noch der Rezeption.

Den Zwischenzustand annehmen und positiv gestalten bedeutet nicht, das ökumenische Ziel, die sichtbare Einheit der Kirche aufzugeben. In den letzten 40 Jahren ist mehr an Gemeinsamkeit gewachsen, als zuvor in den 450 Jahren seit der Reformation. Das ist Grund genug, nicht zu resignieren, sondern mit Hoffnung in die Zukunft zu blicken. Letztlich sind freilich nicht wir es, die Einheit schaffen können. Die Einheit der Kirchen ist Geschenk des Geistes Gottes. Das Gebet um die Einheit ist darum das Herz der Ökumene.